

*Kasten, Tilman/Fendl, Elisabeth (Hgg.): Heimatzeitschriften. Funktionen, Netzwerke, Quellenwert.*

Waxmann, Münster, New York 2017, 335 S. (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa 18), ISBN 978-3-8309-8774-1.

Der vorzustellende Band dokumentiert die Ergebnisse einer 2016 in Freiburg im Breisgau vom Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) durchgeführten Tagung zum Thema „Heimatbriefe der Deutschen aus dem östlichen Europa nach 1945“. Das Publikationswesen der Vertriebenen war lange Zeit, vor allem wegen dessen für Außenstehende verwirrender Vielfalt, aber auch wegen der Tatsache, dass das Thema wegen der vermuteten „Rückwärtsgewandtheit“ der Vertriebenenverbände bei vielen Forschern als anrühlich galt, eher eine Terra incognita der historischen wie der kulturwissenschaftlichen Forschung. In letzter Zeit findet es jedoch angesichts der Konjunktur medien- bzw. pressegeschichtlicher Themen verstärkte Aufmerksamkeit. Hinzu kommt, dass Heimatzeitschriften von ihrem Wesen und ihrer Zielgruppe her Gemeinsamkeiten mit Ethno- und Diasporamedien aufweisen und wie diese Instrumente gruppenbezogener Identitätspolitik sind. (S. 29) Sie stellen insofern wichtige Traditionsquellen für Forschungen zu Migration und gesellschaftlicher Integration im Allgemeinen, wie auch zu Fragen der Vertriebenenintegration im Speziellen dar. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil die Archivsituation bei den Vertriebenenorganisationen angesichts von deren Partikularismus unübersichtlich und nicht selten schwierig ist.

In den beiden einleitenden Aufsätzen von Tilman Kasten („Heimatzeitschriften im Kontext der ‚Vertriebenenpresse‘“) und Wolfgang Kessler („Die ‚ostdeutschen‘ Heimatblätter in der Bundesrepublik Deutschland“) werden zunächst grundlegende Begriffe geklärt bzw. ein Problembewusstsein für scheinbar eindeutige Termini geschaffen. So weist etwa Kasten zutreffend darauf hin, dass der Begriff „Vertriebene“ in der Gegenwart eine andere Personengruppe bezeichnet als unmittelbar nach 1945, weil heute nur eine Minderheit der Mitglieder von Vertriebenenverbänden der „Erlebnisgeneration“ entstammt. Hinzu kommt, dass es angesichts der Abschaffung des „erblichen“ Vertriebenenstatus in den frühen 1990er Jahren heute, streng genommen, einen eindeutigen, quasi amtlichen Vertriebenenbegriff gar nicht mehr gibt. Dennoch ist es zweifellos sinnvoll, an dieser Begrifflichkeit festzuhalten, weil angesichts der vorhandenen Selbst- und Fremdzuschreibungen eine überzeugende Alternative fehlt. Unter „Presse“ versteht Kasten „alle periodisch erscheinenden Druckerzeugnisse wie Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher oder Kalender“ (S. 11).

Kessler weist darauf hin, dass es „Heimatpresse“ bereits vor 1945 gab, diese Gattung publizistischer Quellen also nicht notwendigerweise einen Bezug zu den Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg hat, auch wenn dies heute meist angenommen wird. Die Heimatblätter knüpften nach 1945 zwar teilweise an Vorläufer aus der Zwischenkriegszeit an, dennoch gab es im Allgemeinen keine eigenen Periodika für Deutsche aus den nach 1918 als Folge des Versailler Vertrags abgetretenen Gebieten (S. 48-50), sieht man einmal ab von den „Posener Heimatblättern“ des Verbandes Posener [jüdischer] Heimatvereine in Berlin. Dieser Zeitschrift ist ein eigener Beitrag gewidmet, den Beata Mache beisteuert.

Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Besprechung alle Beiträge ausführlich zu würdigen. Deshalb müssen in vielen Fällen Andeutungen genügen. Lionel Picard setzt sich am Beispiel des „Grafschafter Boten“, des seit 1950 erscheinenden Heimatblattes der Vertriebenen aus der Grafschaft Glatz in Niederschlesien, mit der Frage auseinander, ob bzw. inwieweit diese Zeitschrift im weitesten Sinne politisch geprägt war. Er kommt zu dem Ergebnis, dass hier geradezu ein Paradebeispiel für eine umfassende Politisierung vorliege. Festgemacht wird dies v. a. am Wirken von Peter Großpietsch, der bis zu seinem Tod im Jahr 2017 der Herausgeber dieses Blattes war und sich 2002 ausdrücklich zu einem „nationalen Populismus“ bekannte (S. 82). Bemerkenswert ist die Erkenntnis, dass der „Grafschafter Bote“ das in den 1950er und 1960er Jahren entstandene, damals das Selbstverständnis der Vertriebenenverbände prägende dominierende Opfer- und Außenseiternarrativ bis in die jüngste Vergangenheit pflegte. Zugleich weist Picard aber auch darauf hin, dass man aus dieser Berichterstattung nicht ohne weiteres darauf schließen könne, dass alle Leser auch so dächten. Bedauerlich ist in diesem Zusammenhang, dass in dem Beitrag nicht recht deutlich wird, welchen quantitativen Anteil die genuin politische Berichterstattung im „Grafschafter Boten“ eigentlich einnimmt.

Eine andere Entwicklung ist beim „Heimatbrief der Katholiken des Erzbistums Breslau“ zu beobachten, der von Georg Ploch behandelt wird. Hier fällt auf, dass mit der endgültigen Anerkennung der Oder-Neiße-Linie im Zuge der Wiedervereinigung beider deutscher Staaten eine Veränderung auch der Blatinhalte einherging im Sinne von „Visionen und Perspektiven für die Zukunft“ (S. 110), wie dies 1999 Winfried König (1932-2015) formulierte, der von 1982 bis 2008 der letzte (Apostolische) Visitator für die Gläubigen und Priester des früheren deutschen Erzbistums Breslau war. Dennoch trat auch König vehement für die Minderheitenrechte der in Schlesien verbliebenen deutschen Minderheit ein.

Wichtige neue Erkenntnisse bringt auch der Beitrag von Albert A. Feiber über den Wert der Heimatbriefe als historische Quelle für die Mentalitäts-, Sozial- und Kulturgeschichte der Vertriebenen. Sie vermitteln „ein sehr differenziertes Bild der Einstellungen und Mentalitäten der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen, das in nicht unerheblichem Maße vom allgemein vorherrschenden Bild, das zumeist die Sichtweise der Funktionäre widerspiegelt, abweicht“ (S. 192). In diesem Zusammenhang führt Feiber vor allem den „Laubaner Gemeindebrief“ an, in dem bereits sehr frühzeitig das einseitige Opfernarrativ in Frage gestellt wurde. Bemerkenswert ist auch ein Quellenfund aus dem „Grafschafter Boten“, in dem Pfarrer Johannes Taube 1950 (!) forderte, allen Groll und allen Zorn zu begraben und die polnischen Vertriebenen, die nun in Schlesien lebten, als Schicksalsgefährten wahrzunehmen. (S. 190)

Sehr lesenswert ist der Beitrag von Harald Lönnecker zum Thema „Akademische Heimatblätter“. Er verweist, vor allem am Beispiel der „Deutschen Universitäts-Zeitung, ehem. Prag“, auf den leider meist unterschätzten hohen Quellenwert von Zeitschriften aus dem Umfeld der ab 1933 sukzessive aufgelösten ostdeutschen bzw. sudetendeutschen Studentenverbindungen, die sich nach 1945 in den Westzonen Deutschlands wieder sammelten und ihre Wiedegründung an westdeutschen Hochschulen betrieben. Nicht selten verbanden sich diese Initiativen mit der Entstehung

landsmannschaftlicher Organisationen, für die verbindungsstudentische Netzwerke eine Basis bildeten. Lönnecker zeigt dies etwa am Beispiel der Sudetendeutschen Landsmannschaft bzw. der „Sudetendeutschen Zeitung“, an deren Entstehen Alte Herren der „Prager Universitäts-Sängerschaft ‚Barden‘“ – darunter etwa Rudolf Lodgman von Auen – und Angehörige anderer Sängerschaften einen wichtigen Anteil hatten. (S. 141-143)

Grundlegend für die künftige Forschung sind drei Beiträge des Sammelbandes, die sich mit Archivfragen beschäftigen: Jan Lipinsky informiert über die Heimatzeitschriften in den Beständen des Marburger Herder-Instituts, Ingrid Sauer über die Bestände des Münchener Sudetendeutschen Archivs mit Bezügen zu Heimatzeitschriften und Hans-Jakob Thebarth über die Heimatpressesammlung der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne. Abschließend muss auf folgende Aufsätze wenigstens noch hingewiesen werden: Den diskursanalytischen Beitrag von Jana Nosková zum Thema „Soziolekt als Gegenstand erinnerungspolitischer Kontroversen im „Brünner Heimatboten“, Miriam Brauns Werkstattbericht über die Netzwerke der „Karlsbader Zeitung“ sowie die Beiträge von Sandra Kreisslová und Jana Nosková über das Bild der Tschechoslowakei in den Heimatzeitschriften der vertriebenen Deutschen aus den böhmischen Ländern in den 1950er Jahren, von Sarah Scholl-Schneider über das Potenzial von Heimatperiodika als Quelle zur Erforschung von Heimatreisen und von Tilman Kasten über das Online-Handbuch Heimatpresse des IVDE.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass hier ein sehr lesenswerter, grundlegender Sammelband vorliegt, der hoffentlich weitere Forschungen zur Publizistik der deutschen Vertriebenen anregen wird. Dies ist nicht zuletzt deshalb zu wünschen, weil diese Quellengattung wichtige Einsichten zur Sozialgeschichte der frühen Bundesrepublik eröffnet, gerade was den schwierigen Prozess der Integration der Vertriebenen in die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft anbelangt.